

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337305](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337305)

Symbol der Stärke und Gerechtigkeit. Darüber steht das Wahrzeichen der Stadt, die silberne Lilie, die auf das gleichzeitige Stadtgeld geprägt wurde. Auf der Rückseite erscheint der rote Balken mit der Darstellung der Glücksgöttin Fortuna in weissem Feld. In der anderen Standarte (*Capitän Pauls Reutterfahnen*) erscheint ebenfalls, doch in schwarzem Feld, der gewappnete und mit blankem Schwert bewehrte Arm nebst zwei symbolischen Stadtlilien.

Es folgen nun die Fussvolkfahnen des Ersten Regiments anno 1592. Unter den sechs Compagniefahnen, die mit einer Ausnahme alle in den rot-weißen Stadtfarben gehalten sind, fällt die Fahne der fünften Compagnie auf, die schwarz und weiss gestreift war und einer 500 Mann starken angeworbenen brandenburgischen Truppe angehörte.

Das *Strassburgisch Regiment*, darüber *Erasmus Schreggel* gesetzt ward zum *Obristen*, hatte ebenfalls sechs verschiedene Fahnen, die sich jedoch gegenseitig durch ihre Vielfarbigkeit, durch rote, grüne, gelbe, blaue und weisse Flammen, Balken und Streifen unterschieden. Auf mehreren erscheint wiederum in stilisierter Form die städtische Lilie, die auch späterhin im 17. Jahrhundert eine bedeutende Rolle als Stadtsymbol spielen sollte.

Mit diesen strassburgischen Regimentsfahnen schliessen die Quellen für die Stadtfahnen im Laufe des 16. Jahrhunderts.

Der bischöfliche Krieg, in welchem all diese Fahnen und Standarten über den Reihen des städtischen Militärs wehten, endete für die Stadt Strassburg selbst mit einem verlustreichen Ausgang und Verwüstungen zahlreicher Stadtgebiete.

König Heinrich IV. schlichtete den Bischofsstreit durch einen Vergleich zwischen beiden kriegführenden Parteien. Der Kardinal von Lothringen wurde zum Bischof gewählt, der Brandenburger mit Geld entschädigt und die Stadt, von den deutschen Fürsten schmählich im Stich gelassen, näherte sich von nun ab mehr und mehr dem Nachbarland Frankreich.

Wenige Jahre später sollten die Strassburger Regimentsfahnen zu kriegerischer Tätigkeit im dreissigjährigen Krieg neu entfaltet werden. Stets waren sie den Mannschaften das Symbol der Treue und Zugehörigkeit, doch auch der Achtung und Stellung, welche Strassburg stets als freie Stadtrepublik von allen Seiten beanspruchen konnte.

Im Pulverdampf, doch auch zu festlichem Aufzuge flatterten diese Fahnen und erinnern an die Schiller'schen Verse:
Oh schöner Tag, wenn einstens der Soldat
Ins Leben einkehrt, in die Menschlichkeit,
Zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
Und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch...

PAUL MARTIN.

Martha und Maria.

Soweit Annelies in ihre Erinnerungen zurückgreifen konnte, war sie im Leben immer ein «Zuschauer» gewesen. Schon als Kind, beim Spiel. Da hiess es:

— Liese, so geh' doch aus dem Weg!

— Liese, wir wollen schneeballen; pass du derweil auf unsere Schulranzen auf! —

Liese hin, Liese her! Immer kam sie zu spät oder zu früh, wenn die Rollen schon verteilt waren oder noch nichts

los war. So war's zu Hause, so war's in der Schule gewesen.

— Liesel, du bist die Älteste, — sagte die Mutter, — so lass den Kleinen das übrige Stück Kuchen; du machst dir ja doch nichts daraus! —

Oh ja! sie machte sich wohl etwas daraus; aber sie war keine Kämpferin. Wenn man immer und überall zurückgeschoben wird, legen sich die Seelenflügel so nach und nach leise zusammen und kommen zu keinem rechten Aufschwung mehr. Der eine

wird v
ganz
letzter
Vor
führt
Küche
ander

—
—
muss
—
monie
willst
leihen

Und
Es w
dass s
dass s
bunter
an de
die lu
teilnah

Mar
die Sc
ren W
Born
So g
schön
penda
wurde

Es
Dasein
lenker
Brief,
in der
wohnt

Tan
eine
Verla
ihrer
war s
lich s
lüstet
Sie se
eins ö
dass e
Nat
stimm
nicht.

wird verbittert, der andere kapselt sich ganz fest um sein Innenleben; zu den letzteren gehörte die Annelies.

Von morgens früh bis abends spät rührte sie die fleissigen Hände, war in Küche, Keller emsig, tat alles, was den andern zu viel war.

— Annelies, mir fehlt ein Knopf!

— Annelies, mein weisses Kleid muss gebügelt werden!

— Annelies, heute abend ist Harmonieball. Du gehst ja doch nicht mit; willst Du mir Deine goldene Spange leihen? —

Und Annelies nähte, bügelte, half! Es war ein für allemal abgemacht, dass sie sich « nichts daraus machte »! dass sie nur Zuschauerin war in dem bunten Reigen der Jugendfreuden, an dem die Geschwister, insbesondere die lustige, lebensfrohe Margit, so rege teilnahmen.

Martha und Maria, so nannte man die Schwestern, Martha, um der andern Wohl besorgt; Maria, aus reichem Born der Lebensfreuden schöpfend... So ging es jahrlang, bis an einem schönen Tag Annelies aus ihrem Puppensein aufwachte und sehend wurde.

Es braucht oft so wenig in einem Dasein, um es in andere Bahnen zu lenken: in diesem Fall war es ein Brief. Ein Brief von Tante Lyssie, die in der Großstadt, jenseits der Berge, wohnte.

Tante Lyssie, — in Wirklichkeit eine Grosstante, — trug plötzlich Verlangen nach dem Besuch einer ihrer Nichten. Kinderlos, schwerreich, war sie nach jahrelangen Reisen endlich sesshaft geworden, und es gelüstete ihr nach junger Gesellschaft. Sie schrieb also an die Eltern, bat um eins der Mädchen, liess durchblicken, dass es ihr Schaden nicht sein sollte.

Natürlich wurde sofort Margit bestimmt. Aber siehe da! die wollte nicht. Es war just eine Gebirgstour

geplant; die Schneeschuhe waren schon bereit, eine entzückende Lederjoppe bestellt; was sollte sie bei der alten, steifen Tante?

— Kannst ja die Annelies schicken, Mutter - Die versäumt so wie so hier nichts. —

Und Annelies reiste, wurde wie ein lieber Gast empfangen, gehegt.

Sie durfte zum ersten Mal die rührigen Hände in den Schoss legen und sich verhätscheln lassen.

Die « alte, steife Tante » war trotz ihrer siebzig Jahre noch rüstig und lebensfrisch. Die Vielgereiste, Vielerfahrene hatte für verschlossene Menschenseelen einen feinen Sinn. Mit sachten, fühlenden Händen tastete sie an diesem spröden Herzen herum, lockte so manches heraus, das jahrelang, unbewusst, im Tiefstinnersten geruht. Gab in zartfühlender Weise manchen Rat, heute diesen, morgen jenen.

— Was hast du für wunderschönes Haar, Mädels! Warum diese Altjungferfrisur. Lass dich mal etwas modern herrichten! —

Und Annelies staunte über das Bild, das ihr aus dem Spiegel entgegensah, über die weichen, kastanienbraunen Wellen, die ein liebliches, knospentafeltes Gesichtchen umrahmten.

— Und diese unförmigen Sackkleider schaffen wir ab, nicht wahr? Wenn unser Herrgott jemand so tanenschlank und gerade erschaffen hat, will er auch seine Freude daran haben!

Und wiederum staunte Annelies über die elegante Weltdame, die ihr das Glas so freundlich zurückstrahlte. War sie's wirklich? Sie, die unscheinbare, unbedeutende Annelies?

Aber das grösste Wunder geschah auf « seelischem » Gebiete? Zu Hause, in Gesellschaft, wurde über ihren Kopf herüber geplaudert, gestritten, geneckt, gewitzelt, geplappert; dort hatte sie das Schweigen gelernt. Aber

wenn Tante Lyssie von ihren Reisen erzählt, kann sie stundenlang zuhören, mit grossen, immer mehr heischenden Märchenaugen, in denen ihre ganze wissensdurstige Seele liegt. Ist ein feines, kluges Zuhören, an dem die alte Frau ihre Freude hat.

— Weisst du, Mädels, so zuhören können, wie du, das ist eine Gabe Gottes! Das lernt man nicht, das ist angeboren. Wie kann sich der Mann freuen, der dich einmal bekommt! —

Ein Mann? Ja, davon war in ihrem Leben bis jetzt nie die Rede gewesen. Wenn man vom Heiraten sprach, so war immer Margit gemeint; denn dass diese heiraten würde, war eine festliegende Tatsache. Über Annelies und ihre Zukunftspläne war bisher ein Schleier gelegen.

Und nun, — war's Absicht oder Zufall? — am Tag nach diesem Gespräch kam «er» zum ersten Mal ins Haus, «er», ein Neffe der Tante Lyssie; kam für einen kurzen Besuch..., kam wieder..., und blieb!

Vetter Karl war ein flotter Gesellschafter; Tante Lyssie war ganz begeistert, sonnte sich in diesem sprühenden Geist, wurde richtig jung in diesem Jugendbad.

Und Annelies? Annelies sprach vielleicht noch weniger wie gewöhnlich, aber ihre Augen sprachen! Waren so beredt, dass der Welterfahrene, Lebenskluge es merken musste.

Die Base Annelies? Gott! warum nicht! war ein stattliches Mädel! Eine Glanzrolle würde sie ja gerade nicht spielen in der Gesellschaft, aber für Hausgebrauch? Gerade recht! Schluss machen musste man wohl einmal. Und dann war Tante Lyssie! Die hatte scheinbar an dem Mädel einen Narren gefressen, Tante Lyssie, die schwerreiche, kinderlose! Die hatte schon so was angedeutet; es lohnte sich wohl, ihr diesen Gefallen zu machen!... So kam es, dass Vetter Karl als feuriger

Verehrer auftrat. Zum ersten Mal in ihrem jungen Leben blühte es in Anneliesens Herzen, zaghaft zuerst, dann immer üppiger, um so reicher, als die Wartezeit entsagungsvoller gewesen...

Als Annelies abreiste, war kein Wort gefallen; aber es lag fest, dass Vetter Karl ihr bald nachreisen sollte, und dann..., und dann... Den ganzen langen Weg dachte Annelies an dieses «dann»! Tante Lyssie hatte nicht an ihr Geheimnis gerührt, doch hatten ihre Augen, ihr Mund, beim Abschied so wissend, so verständnisinnig gelächelt, dass Annelieses Hoffen und Träumen immer kühner, immer freudiger geworden...

Und dann?

Dann kam die Heimatstadt, das «zu Hause» mit seinen tausend Pflichten und täglichen Sorgen. Dann kam der graue Alltag, überschüttete mit seinem feinen Staub die bunten Schmetterlingsflügel, verlangte jeden Tag ein neues Opfer, ein neues Entsagen. Ohne es nur zu merken, trat Annelies wieder in die alten, ausgetretenen Geleise, wurde wieder das Aschenbrödel, die sorgende «Martha». Wie ein verklungener Märchenzauber lag das Geheimnis ihrer Liebe und ihres Sehns im Tiefstinnersten ihres Herzens verschlossen; aus diesem Born der Erinnerung schöpfte sie Mut und Geduld, wenn der Alltag gar zu drückend auf ihrer jungen Seele lastete...

Endlich, nach bangen Wochen des Harrens und Sehns, meldete sich der Vetter Karl zum längst erwarteten Besuch. Den ganzen Tag lief Annelies wie im Traum herum, so zerstreut, so geistesabwesend, dass es selbst ihrer teilnahmslosen Umgebung auffiel.

Der Zufall wollte es, dass gerade heute eine Menge kleinlicher Zufälle den Tag zersplitterten, so dass Annelies müde, abgehetzt, als allerletzte, kurz vor dem Essen, auf der Bildfläche erschien. Bevor sie nur die Tür zum

Wohn
das s
und
ten
nahm
Wort
gen
in Ta
Wa
Nebel
Schw
fange
unsch
kam,
er ka
winzi
lieser
einem
dem
reise,
An
sie v
Ein V
sich
vom
gebore
dener
kann
warte

N
J
schw
Heus
aus. I
so m
lüstig
die Z
beiza
träur
De
Kari
Nr.

Wohnzimmer öffnete, hörte sie schon das silberhelle Lachen der Schwester, und es legte sich wie mit Bleigewichten auf ihre hoffnungsfreudige Seele, nahm ihren Augen den Glanz, ihren Worten den Schmelz, ihren Bewegungen das Leichte, Beschwingte, dass sie in Tante Lyssies Nähe gespürt.

Was geschehen sollte, geschah! Neben der geistessprühenden, schönen Schwester sah Annelies, in ihrer Befangenheit aus wie eine lichtscheue, unscheinbare Motte... Vetter Karl kam, kam immer wieder, und je öfter er kam, um so flackernder wurde das winzige Hoffnungsflämmchen in Anneliesens scheuem Herzen. Bis es an einem schönen Tag ganz erlosch; an dem Tag, als Vetter Karl, vor der Abreise, sich Margits Jawort holte!...

Annelies weinte nicht, klagte nicht; sie verschloss sich nur ein wenig mehr. Ein Wunder, dass ihr betrogenes Herz sich nicht verbitterte! Aber sie war vom Schlag derjenigen, die als Opfer geboren, ohne Murren ihr Los tragen; denen das Leben nicht viel anhaben kann, weil sie zu wenig von ihm erwarten...

Annelies ist eine alte Jungfer geworden. Sie, die Unscheinbare, Missachtete, ist des Hauses Seele, flickt an allen Ecken und Enden, hat überall eine offene, hilfreiche Hand. Zu ihr kommen sie alle, die traurig und beladen, mit ihren körperlichen und seelischen Nöten, und keiner geht unge-tröstet von dannen.

Und Margit? die schöne Margit?

Ihre Ehe ist nicht glücklich geworden. Tante Lyssies Vermögen, auf das der Vetter Karl so felsenfest zählte, ist an andere Verwandte übergegangen. Tante Lyssie konnte das, was sie seinen «Verrat» nannte, nicht verschmerzen, zog auch Annelies in ihren Groll hinein, wandte sich, unversöhnbar, auch von ihr ab...

Martha und Maria!

Aber Maria ist eine Schaffende, Martha eine Wissende geworden. Schaut mit geklärtem Blick und heiterer Ruhe dem Leben zu, sonnt sich, ohne Bitterkeit, in der anderen Glück, hat, in Wahrhaftigkeit, «den besseren Teil erwählt, den ihr niemand entreissen kann».

STAUB-GRANDMOUGIN.

Karin und der Streik.

Noch acht Tage! —
— Noch sieben Tage!
— Noch sechs Tage! —

Jeden Morgen, bevor sie ihren arbeits-schweren Tag antritt, streicht Karin Heusten auf ihrem Kalender einen Tag aus. Mit rotem Stift! Ein dicker Strich, so mit rechter Herzenswonne, mit wöllüftigem Behagen, als könnte sie damit die Zeit abkürzen, den ersten Juli herbeizaubern, diesen heissersehnten, träumeumsponnenen Tag!

Der erste Juli! Seit Jahren, — seit Karin in Robbers Warenhaus die Kasse Nr. 14 betreut, — fangen mit diesem

ersten Juli ihre Ferien an. Vom ersten zum achten, genau abgegrenzt, keine Stunde mehr, keine Stunde weniger, wie es halt in einem grossen Geschäft üblich, wo jeder zu seinem Recht kommen muss.

Monaten, Wochen voraus freut sich Karin auf diese kargbemessenen Ferien, wo es ihr vergönnt ist, die Heimat wiederzusehen, zu sich selbst zurückzufinden, ein eigendenkender Mensch, kein Arbeitstier mehr zu sein. . . .

Auf grünendem Hang, an dunkle Tannenwälder geschmiegt, ein einsames Dorf: dort ist sie zu Hause! Dort kennt sie jedermann; von dort aus zog sie,

lebenshungrig, strotzend vor übermütiger Jugendlust, in die Stadt, sich die Zukunft zu erstürmen.

Jahre sind darob vergangen, haben das goldschimmernde Haar gebleicht, so manche Lebensknospe geknickt. Der Eltern Tod machte sie heimatlos, einsam, unerbittlichem Broterwerb preisgegeben.

Der einzige Lichtblick in ihrem arbeitschweren Dasein sind diese heissersehnten acht Tage, von deren Erinnerung sie das ganze, lange Jahr zehrt. . . .

Morgen ist der erste Juli! Morgen mit dem ersten Zug schon, geht's fort, in die Heimat, in die Freiheit, in das Land der Träume, der Jugend, der Erinnerung.

In der Dachstube, bei Schulzens, draussen vor der Stadt, wo sie seit Jahren wohnt, hat Karin schon fertig gepackt; morgen früh braucht sie nur noch das Bündel zuzuschnüren, und dann hinaus in Gottes weite, schöne Welt! . . .

Beim Abendessen, das sie mit Schulzens gemeinsam einnimmt, sitzt Karin wie auf Kohlen, möchte die Zeiger schnell ein paarmal herumdrehen, um der Zeit vorwärts zu helfen.

— Na, Fräulein Karin, — sagt da Herr Schulze plötzlich in ihre Gedanken hinein, — wie ist's mit der Reise? Werden Sie fahren können?

Sie schaut ihn mit grossen Augen an.

— Ja, warum sollte ich nicht fahren können? — Sie stottert die Worte in heller Angst heraus.

Herr Schulze schaut von dem Blatt auf, in dem er eben gelesen. — Ja, haben Sie denn heute keine Zeitungen gesehen? —

Karin schüttelt den Kopf.

— Man spricht von Eisenbahnstreik! Morgen soll es losgehen! —

Bleischwer fallen diese gleichgültig hingeworfenen Worte auf Karins hoffnungsfrohes Herz.

— Streik? Und gerade morgen? Nicht

wahr, Herr Schulze, das soll nur ein Scherz sein? —

Es zittert so viel Weh in ihrer Stimme, dass der gutmütige Herr Schulze beschwichtigend eingreift: —

— Na, nur sachte, kleines Fräulein, wird wohl nicht gleich schlimm sein! Wenn's nicht morgen ist, so ist's übermorgen, oder am besten gar nicht! Wissen Sie, die Zeitungen erzählen gar vieles! Nur immer den Kopf oben behalten! —

Nur immer den Kopf oben behalten!

Mit diesen Worten stemmt sich Karin in schlafloser Nacht gegen die Mutlosigkeit, gegen das Angstgefühl, das sie umschleicht; mit diesen Worten tritt sie beim ersten Sonnenstrahl auf die noch menschenleere Strasse, die bescheidene Reisetasche in der Hand, geht mit raschen Schritten dem Bahnhofs zu.

Wie sonderbar still die Strassen liegen! Kein Ton! Nur hie und da, in einem Vorgärtchen, das verträumte Flöten einer Amsel, das zage Piepsen eines noch schlaftrunkenen Nestes.

Da liegt der Bahnhof: Karins Herz schlägt ihr bis zum Hals hinauf. Unwillkürlich lauscht ihr Ohr auf einen grellen Pfiff, auf ein Räderrollen, auf etwas Lebendiges, etwas Lärmendes, etwas Hastendes.

Nichts! Verlassen, wie ausgestorben, liegt die Station da, wie ein leerer Rumpf, wie ein Leck, wie ein von seiner Mannschaft aufgegebenes Schiff. Keine Gepäckträger, keine Wagen, keine Taxe! Hinter den Schaltern sind die Vorhänge heruntergelassen; die Zugangstüren zu dem Perron abgeschlossen. . . .

Endlich entdeckt Karin, ganz hinten, im Gepäckraum, einen träge rauchenden Beamten, bringt mit zuckenden Lippen ihre Frage vor.

— Ein Zug nach M.? Nee, Fräuleinchen, da müssen Sie noch ein bisschen Geduld haben! Heute auf jeden Fall nicht! —

— Morgen vielleicht? —

De
ich r
nich
nich
mü
hera
verlo
El
und
auf
wan
Hau
Je
Mitt
zum
und
ger,
A
der
dies
daue
—
fähr
was
nun

F
mer
rasc
Flüg
hoch
klar
E
lich
eins
umg
sen
tet
link
Aug
Weg
Wie

Der Mann zuckt die Achseln. — Weiss ich nicht! Kann niemand sagen! Hängt nicht von mir ab, sonst. . . Aber nur nicht gleich losheulen! — redet er gemüthlich auf die verzweifelt Weinende herab. — Wird wohl nicht gleich alles verloren sein! —

Er schiebt sie gutmütig der Türe zu, und ehe sie sich's versieht, steht Karin auf dem ausgestorbenen Bahnhofplatz, wandert den Weg zurück, ist wieder zu Hause. . . .

Jeden Morgen, Tag für Tag, jeden Mittag, jeden Abend, wandert Karin zum Bahnhof; wie Flut und Ebbe steigt und sinkt ihr Hoffen, wird immer trüger, immer trostloser. . . .

Am sechsten Tag, endlich, kommt ihr der Beamte aus dem Gepäckraum, den diese Beharrlichkeit, dieses zähe Ausdauern, gerührt, strahlend entgegen:

— Morgen, Fräuleinchen! Morgen fährt bestimmt der erste Zug! Hat etwas lange gedauert, aber der Streik ist nun, gottlob, aus. —

Karin schlägt die Hände vors Gesicht und schluchzt verzweifelt auf.

— Na, na! Da muss einem die Freude doch nicht gleich den Kopf verdrehen! — schmunzelt väterlich, gutmütig der Eisenbahner.

Da starrt ihn Karin aus tieftraurigen, tränenschweren Augen an: — Morgen ist es zu spät! Morgen sind meine Ferien zu Ende! Uebermorgen muss ich wieder zur Arbeit antreten! —

Müde schleicht sie sich hinaus; noch nie ist ihr das leichte Köfferchen so schwer erschienen; es ist, als schleppe sie all die bittere Enttäuschung der verflorenen Tage mit sich.

Und als die Zeitungen am folgenden Morgen, in dicken Lettern, das Ende des Eisenbahnstreiks verkündeten, ahnte keiner von den Streikenden, dass der schwer errungene Sieg, ein armes, freudloses Wesen um sein winzig Teil Sonne und Glück betrogen hatte.

Gabrielle ESTAY.

Der verlorene Sohn.

(Mit einer Abbildung.)

Es wollte Frühling werden. Auf den braunsatten Fluren lag schon ein lichter grüner Schimmer; in den Hecken, in den Büschen raschelte es von emsigem Nestbau, Flügelschlag, Vogelgezitscher. Und hoch oben blaute ein ferner, sonnenklarer Himmel. . .

Es geht sich leicht bei solch herrlichem Wetter! Das denkt auch der einsame Wanderer auf dem rebenumgrenzten Feldweg. Ein hochgewachsener, stattlicher Mann! Hurtig schreitet er fürbass, schaut nicht rechts noch links, wie einer, der sein Ziel vor Augen hat. Kennt er doch hier jeden Weg und Steg! Hat sich als Junge im Wiesengrund getummelt, hat dort, im

Wald, stundenlang umhergestreift, mit der Dorfjugend getollt, Räuber, Indianer gespielt, er als Häuptling allen voraus, mitten drin, wo's am wildesten zuging!

Der Mann lächelt still versonnen vor sich hin.

Der Müllerhannes! so nannten sie ihn; des Müllerjockels Einziger; der Erste im Dorf; ein verwegener Bursche, Tod und Teufel im Leib!

Unwillkürlich strafft der Wanderer die strammen Glieder, richtet sich auf zu seiner ganzen stattlichen Grösse. Ob sie ihn wohl wiederkennen werden, die Jugendgefährten? Und die Annetten? . . .

Bei diesem Namen stockt sein

Schritt; ein weicher Schimmer fliegt über die wetterharten Züge, zaubert, einen Augenblick lang, die längst-entflohene Jugend zurück.

Die Annemarie! Das schönste Mädchen im ganzen Dorf... und das Ärmste! Des Tagelöhners Heuschel Jüngste! Lichtblondes Haar, lachende Blauaugen, ein roter Kirschenmund!

Schon als kleines Mädchel mit den Hängezöpfen hatte sie an ihm gehangen wie eine Kette, an dem grossen starken Jungen, der sie in Schutz nahm gegen die rohe Gewalt der Dorfjungen. Und später, als er heimkam nach vollendeter Lehrzeit, als sie ihm entgegtrat in ihrer unberührten Frische, als sie ihn anlachte aus sonnigen Augen, da war's um ihn geschehen!...

Der Müllerhannes bleibt stehen, so überwältigt ihn heute noch, nach Jahren, die Erinnerung. Dort am Hang war's gewesen, unter den blühenden Weiden, dort hatten sie sich gefunden, hatten gekost und geküsst, in die Zukunft geschaut mit hoffnungsfreudigen Herzen... bis der erste Rauheif auf die kaum erblühte Liebesknospe fiel: das harte, unerbittliche «Nein» des Vaters.

Wie, sein Hannes, sein Einziger, der alleinige Erbe seines Reichtums, wollte das ärmste Mädchen aus dem Dorfe freien? Er, der Ausschau halten konnte unter den reichsten Töchtern des Landes, er wollte ein Tagelöhnerskind als Müllerin heimführen?

Die beiden Eisenköpfe waren hart aneinander geraten, so hart, dass es brach. Wie auch die Mutter weinte und bat, der Hannes hielt stand, zog fort, ohne Gruss, ohne Segen, wollte weit drüben, überm grossen Wasser, das Nötigste zusammenraffen, um sein Lieb heimzuholen.

— Ich wart' auf dich, Hannes, mein Leben lang! —

Das war ihr letztes Wort gewesen, und von diesem Wort hatte er gezehrt,

wenn Mühsal und Bitternis ihn überwältigen wollten...

Jahre sind darob vergangen; er hat gedarbt, geschuftet, hat, heimwehkrank, die Zähne zusammengebissen, nur immer das eine Ziel im Auge: die Annemarie!

Die hatte geschrieben, karge Liebesworte, wie es halt so eine zusammenbringt, der das Schreiben sauer wird; aber an diesen kargen Worten hatte er sich aufrechterhalten, hatte hinzugedichtet, was sein Herz ihm eingab. Bis die Briefe immer seltener wurden, um im letzten Jahr ganz auszubleiben.

Da hatte es den Hannes nimmer gehalten. Er hatte sein Bündel geschnürt, seine Ersparnisse zusammengerafft und hatte sich eingeschifft, der Heimat zu.

Die Heimat!

Da taucht sie auf hinter dem Hügel! Um die Kirche geschart, die moosbefleckten Dächer, die blühenden Obstgärten, und hinter dem Dorf, etwas abseits gelegen, die Mühle!

Sein scharfes Auge späht nach dem altvertrauten Platz; wenn man gespannt lauscht, sollte man eigentlich schon das muntere Geklapper hören... Etwas bang schlägt ihm doch das Herz, wenn er an die Heimkehr denkt. Wie ihn der Vater wohl empfangen wird? Jahrelang ohne ein Wort, ohne ein Lebenszeichen, und jetzt, diese plötzliche, unerwartete Heimkehr? Um die Mutter macht er sich keine Sorgen; die wird ihn ohne eine Frage, ohne ein Wort des Vorwurfes in ihre Arme schliessen. Da sollte er das Mutterherz nicht kennen! Aber der Vater?

Na, der ist unter der Zeit auch nicht jünger geworden, wird froh sein, eine frische Arbeitskraft im Hause zu haben, die ihm die Last abnimmt. Es wird wohl noch manch böses Wort absetzen wegen der Annemarie, aber schliesslich, mit der Zeit, wird der härteste Trotz mürbe und...

— Juchheh!

über-

er hat
mweh-
bissen,
e: die

liebes-
mmen-
wird;
atte er
hinzu-
ingab.
urden,
eiben.
er ge-
hnhürt,
ft und
at zu.

Hügel!
moos-
Obst-
etwas

a dem
ge-
ntlich
ren...
Herz,
. Wie
wird?
e ein
plötz-
m die
; die
e ein
Arme
erherz

nicht
eine
u ha-
Es
rt ab-
aber
der



Jetzt erst, wo er fast am Ziel, kommt es über ihn in jäh aufflammendem Weh — —

Wozu sich im voraus Sorgen machen? Der Müllerhannes hat den Hut vom Kopf gerissen, lässt sich den Frühlingswind durch die Haare wehen, begrüsst aus voller Kehle die wiedergefundene Heimat, eilt plötzlich mit Riesenschritten vorwärts. Nun, da er so nahe am Ziel, packt ihn die nackte Angst, er möchte zu spät kommen...

Da sind die ersten Häuser des Dorfes. Der Hannes grüsst rechts und links mit blitzenden Zähnen, mit lachenden Augen.

— Grüss Gott, Jakoble!

— Immer munter, Michel?

— Der Müllerhannes!

Zaghafte kommt es von ihren Lippen. Keine Hand streckt sich ihm entgegen, kein herzlicher Gruss heisst ihn willkommen. Will er stehenbleiben, weichen sie scheu zur Seite. Alle, die Alten, die Jungen, sogar die Kinder, schauen ihm erschrocken nach, wie er die Dorfstrasse entlangschreitet, der Mühle zu.

Was die Leute nur haben? So hatte er sich die Heimkehr, weiss Gott, nicht gedacht, so frostig, so fremd, so... ja, so als ob sie Angst vor ihm hätten. Mögen sie doch! Was kümmert es ihn? Warum er damals fortgezogen, das ging doch nur ihn selber an, ihn und die Eltern und die Annemarie. Die Annemarie! Ob er schnell hinüberläuft bis an ihr Haus? Einen Augenblick lang stockt sein Fuss; mächtig zieht es ihn zur Geliebten; aber mächtiger noch ist der Drang nach Hause! Nach Hause! Jetzt erst, wo er fast am Ziel, kommt es über ihn in jäh aufflammendem Weh, wie er dieses «zu Hause» vermisst!

Schon will er in das Seitental einbiegen, wo hinter den Linden die Mühle, «seine» Mühle liegt. Da tritt ihm aus dem letzten Haus des Dorfes ein Mann entgegen, ein altersgebückter, weisshaariger Mann. Oh! er erkennt ihn sogleich: Es ist der Baschler-

toni, ein alter Freund des Vaters, sass oft bei ihm am Tisch bei einem kühlen Glas Wein, sprach bedachtsam und klug über dieses und jenes, hat dem Hitzigen oft zugeredet, beschwichtigend, ratend. Ob er auch ohne Gruss an ihm vorübergehen wird? Nein, er kommt auf ihn zu, reicht ihm die Hand.

— Grüss Gott, Bub! Bist lange fortgewesen. Willkommen in der Heimat! Tritt ein; trink ein Glas Wein mit mir; weisst von dem alten Sechszwanziger; hab' noch ein paar Flaschen im Keller.

— Dank Euch, Vater Toni; aber mich treibt's nach Haus!

— Wirst es doch nicht so eilig haben? Kommst noch früh genug nach Haus! — Legt ihm die Hand auf den Arm, zieht ihn mit sanfter Gewalt seinem Hause zu.

Doch der Hannes schüttelt die Hand ab; etwas von dem alten Trotz regt sich in ihm.

— Lasst gut sein, Vater Toni. Aber was ist? Warum schaut ihr mich so an? So sprecht doch!

Der Hannes schüttelt ihn beinahe in seiner Angst und Ungeduld.

— Hör', Bub! — Der Greis lässt seine Hand schwer auf des Hannes Schulter fallen. — 's ist besser, du hörst mich erst einmal an, 's ist halt nicht alles, wie du es erwartest.

— Die Annemarie?

Heisses Bangen zittert in seiner Stimme.

— Lass das Weibsbild aus dem Spiel! Ist gut aufgehoben, da wo sie ist. Die Eltern...

— Was ist's mit den Eltern? — Eine namenlose Angst schnürt dem Hannes die Kehle zu.

Der Alte schweigt, nimmt seinen Arm; zieht ihn langsam aber fest seinem Hause zu.

— Du bist in die weite Welt gezogen, Hannes! Hast dir den Wind um

die Nase wehen lassen, hast dich nicht um die gekümmert, die du zurückgelassen; hast dir gedacht: Die warten schon auf mich! Und wenn sie nun nicht gewartet hätten?

Mit einem Ruck bleibt der Hannes stehen, packt mit eisernem Griff des Alten Arm.

— Was wollt Ihr sagen?

— Ja, sie haben gehofft und gebangt, Tag für Tag, auch der Vater mit seinem Eisenkopf. Aus den Tagen sind Jahre geworden? Die Müllerin ist darob ein altes, krankes Mütterlein geworden und der Vater ein verhärmter, grämlicher Mann. Immer langsamer ist die Mühle gelaufen, und an einem schönen Tag ist sie stillgestanden. Mit dem letzten Herzschlag des Müllers hat auch ihr Herz zu schlagen aufgehört. Die Müllerin hat den Mann nicht überlebt, ist ihm bald nach ins Grab. Wo du blühendes Leben gekannt, wächst Gras über verlassene Stätten. Die Mauern stehen noch, aber das Dach hängt schon schief, wird wohl nicht gar zu lange dauern, bis es einfällt... Geh'! Nimm dich zusammen, Bub! Bist doch ein Mann!

Er legt dem Hannes liebevoll die Hand auf die Schulter

Der ist auf den nächsten Stuhl gefallen; das Gesicht in den Händen vergraben, schluchzt er, ein Schluchzen, so ungewohnt, so rau, dass es sich anhört wie das Wimmern eines todwunden Tieres.

Dann schaut er auf, dem Alten in die treuen Augen.

— Dass mir die Annemarie dies alles verschweigen konnte! Dass sie mir kein Wort davon geschrieben?

— Die Annemarie? — Der Alte spuckte verächtlich aus, in weitem Bogen. Dann schweigt er.

— Was ist mit der Annemarie? Sprech, Vater Toni! Wenn ich ertragen konnte, was Ihr mir als Will-

kommensgruss geboten, werde ich auch das Schlimmste ertragen können!

Eine unendliche Bitterkeit klingt in seiner Stimme.

— Hast du lange nichts von ihr gehört?

— Wird so ein Jahr sein. Deshalb hat's mich ja auch nicht länger mehr gehalten dort drüben.

— Ja stimmt! Ein Jahr ist's her, dass sie dem Bartenjörg in die Stadt gefolgt. Der hat lang genug um sie gefreit. Seither ist sie verschollen, hat keines mehr im Dorf von ihr gehört, ... nicht einmal die eigenen Eltern. Der wurde das Warten zu lang; hat gedacht, sich ein Glück sichern, und sei es noch so bescheiden, ist besser als hoffnungslos warten und verblühen.

Der Hannes schlägt die Hände vors Gesicht, stöhnt.

— Ja, Bub, 's tut weh! Aber besser, ich hab's dir gesagt, als dass du unvorbereitet in dein Unglück liefst. Und sieh! Bist noch jung, hast fast das ganze Leben noch vor dir. Kannst die alte Mühle wieder aufrichten; und so eine wie die Annemarie...

— Lasst gut sein, Vater Toni! 's ist zu spät! Hab' mit einem Schlag zu viel verloren: Die Heimat und meine Liebe! Werd' halt wieder fortziehen. Die Welt ist gross: Werde wohl einen Platz finden für mein Herzeleid. Aber hier bleiben? Nein, das könnte ich nicht! Hier, wo die Vergangenheit bei jedem Schritt auferstehen würde? Das wäre mein Verderben! — Sieht auf einmal aus wie ein alter Mann, die Augen trübe, hohl die Wangen, die Lippen eingekniffen.

— Nur eins, Vater Toni: Lasst mich hier bleiben, bis es Nacht wird; möchte nicht am hellen Tag durch das Dorf zurück. Könnte es nicht ertragen, mein Unglück in aller Augen zu lesen.

.....

Auf leisen Sohlen ist die Frühlingsnacht übers Land gezogen, hat Wälder und Fluren in Schlummer gewiegt...

Auf einsamem Feldweg schreitet ein müder Wanderer, schaut nicht zurück,

mit keinem Blick; hastet vorwärts, als triebe ihn das schlechte Gewissen...

Der verlorene Sohn zieht für immer aus der Heimat fort!

STAUB-GRANDMOUGIN.

Das Gelübde.

Der schöne Fritz — ein echter Vorstadt-Don Juan — war gestorben: weder er noch die betreffende Vorstadt erfreuten sich des besten Rufes! «s'Ratzedörfel»¹⁾ lag damals noch weit genug von der «wunderschönen Stadt» entfernt, um ein Gemeinwesen für sich zu bilden, hatte auch so einige Eigenarten, die seinen Leumund rechtfertigten. So wurden z. B. alljährlich beim «Messti» zwei oder drei Leute halb totgeschlagen: das gehörte eben zum Messti, wie das Amen zum Vaterunser.

Auch der Herr Pfarrer hatte ein schweres Dasein: selten ward öfter und eindringlicher über die Gebote Gottes gepredigt als im Ratzedörfel; wohl auch nirgends mit geringerem Erfolg! Die Familienverhältnisse, ihrerseits, waren und blieben die denkbar primitivsten. Der unermüdliche Geistliche war daher oft am Verzweifeln!

Es lebte indessen in diesem Sodom eine Gerechte, die stets seinen sinkenden Glauben an die Menschheit wieder aufrichtete: es war dies «die Müllersche», die Frau des schönen Fritz! Oft grübelte der Priester darüber nach, wie gerade diese arbeitsame, sparsame, ehrliche und fromme Person an diesen Liederjahn gekommen war: als der Fritz heiratete, war er 26 Jahr alt und alle Mädels waren in ihn vernarrt. Seines Berufes Coiffeur, war

¹⁾ Alte populäre Bezeichnung für den Strassburger Vorort: Neudorf.

er in Paris Gehilfe gewesen und fühlte sich daher über all diese Bauern und Arbeiter, markierte den feinen Mann. Das einzige, was ihm wirklich lästig war, das war die dumme Arbeit... Da die Müllersche — die Fräntz — tüchtig schaffen konnte, von ihren Eltern auch ein Häuschen in der Musau geerbt hatte, dachte der Fritz bei sich: das ist so die richtige Frau für dich, heiratete und verzichtete auf das «Schaben».

Kam er dann — was gar nicht lange dauerte — von seinen galanten Abenteuern heim und fand nicht alles, wie er es wünschte, so ward die Fräntz geprügelt und auf die Strasse gesetzt! Die Folge war, dass aus dem frischen, blonden Mädels in kurzer Zeit schon «die alte Fräntz» wurde, zumal noch rasch aufeinander drei hungrige «Kneekes»²⁾ dazukamen.

Vergebens suchte die unglückliche Frau ihren Mann auf andere Wege zu bringen. Sie nahm sich vor, wenigstens die Kinder zu retten. Rastlos arbeitete sie von früh bis spät. So konnte es denn passieren, dass beim Nachhausegehen, die Fräntz einem erbaulichen Kleeblatt begegnete: ihrem Manne und den beiden Knaben, die, sinnlos betrunken, aus einer Wirtschaft kamen.

Sie riss die Buben an sich und prügelte sie, dem Fritz sperrte sie die Türe zu. Die ganze Nacht verbrachte

²⁾ Kinder.